



Glück im Unglück

Der Zwanzigjährige begibt sich zum Militärdienst nach Liegnitz in Niederschlesien. Er wird in Nachrichtentechnik ausgebildet.

Hier ist die 18. Infanteriedivision stationiert. Ihr General ist Heinz Guderian. Seit 1934 wirkt dieser maßgeblich am Aufbau der Panzerdivisionen mit. Es ist seine Idee, sowohl in Polen wie in Frankreich, den Gegner nicht auf breiter Front anzugreifen, sondern ihn an einigen wenigen Punkten durch geballte Schlagkraft unter Druck zu setzen. "Nicht kleckern, sondern klotzen", lautet seine Devise. Eine Strategie, die vor allem Erfolg verspricht, wenn sich der Gegner nur zögernd einer Auseinandersetzung stellt und nicht in ein schwer zugängliches Hinterland ausweichen kann. Stalin wird die deutschen Truppen zuerst einmal ins Leere laufen lassen, und sie werden dann seine Überlegenheit an Raum und Zeit zu spüren bekommen.



Hitler, der notwendigen
Entscheidungen oft
wochenlang ausweicht,
um dann panikartig die
Flucht nach vorne anzutreten,
schätzt den kühl kalkulierenden
und zugleich risikofreudigen
Guderian. Nach den Blitzsiegen
in Polen und Frankreich ernennt
er ihn zum Generaloberst.

Josef begleitet ihn im Polenfeldzug
als sein Funker.

Wenn es der Dienst erlaubt,
schläft er in der Badewanne
seines dreißig Jahre
älteren Vorgesetzten.



Nach Polen und einer kurzen Stationierung in Ostpreußen geht es
in den Westen. Unter Mißachtung der belgischen und
holländischen Neutralität dringen die Truppen über die Ardennen
nach Frankreich vor. Es ist der strategisch kompliziertere Weg.
Die Franzosen rechnen nicht mit einem Angriff von dieser Seite.

Der Überraschungsschlag gelingt und auch dieser Feldzug kann innerhalb
weniger Wochen beendet werden. Im Siegestaumel will man nicht
wahrhaben, daß die groß angekündigte Luftschlacht über England
ein Fehlschlag war und die Briten souverän ihren Luftraum
verteidigen können. Das "Volk ohne Raum", dessen Armee
bald an allen Ecken und Enden im Einsatz ist, wird schmerzhaft
einsehen lernen, daß der Sternenhimmel über der Heimat zunehmend
vom Feind beherrscht wird. Doch noch triumphiert der Führer und
beordert Truppen zurück nach Ostpreußen in die Nähe der
russischen Grenze.

Auf dem Weg nach dem Osten macht Josefs Einheit ihre erste Rast in einer mauerumgürteten kleinen Stadt: Dinkelsbühl, in Mittelfranken.

Der Soldat ist beim Haartzurichter Bahle am Inselweg in der Wörnitzvorstadt einquartiert. Obwohl der Gastgeber immer deutsch-national eingestellt war, lehnt er die im Augenblick noch so erfolgreiche braune Bewegung ab. Zu hautnah hat er am Schicksal seiner jüdischen Kunden mitbekommen, zu welcher Menschenverachtung und Bosheit diese neuen Revolutionäre fähig sind.



Doch nicht die politische Einstellung seines zukünftigen Schwiegervaters beschäftigt in diesen zwei Tagen Josef. Der Wirt hat nicht nur ein Töchterlein. Die Ältere heißt, wie ihre Mutter, Franziska, und war im März fünfzehn geworden. Oft am Tage muß sie ihrer Schwester Elisabeth Mut machen, die die düsteren Androhungen der Mutter, sich umzubringen, noch allzu ernst nimmt. Feinfühlig spürt sie, daß auch dieser ins Haus geschneite junge Mann, der wieder hinaus in diesen unsinnigen Krieg muß, ihrer Anteilnahme bedarf.

*Josef war, schon bevor er hier
auf der Insel landet, ein
leidenschaftlicher Verehrer
weiblicher Reize. Manche der
Angeschwärmten bedankte sich
mit einem Foto, so daß sich mit
der Zeit die Blätter eines kleinen
Albums füllten. Ein wahrer
Trostspender in den oft nicht
leichten Stunden an der Front.*

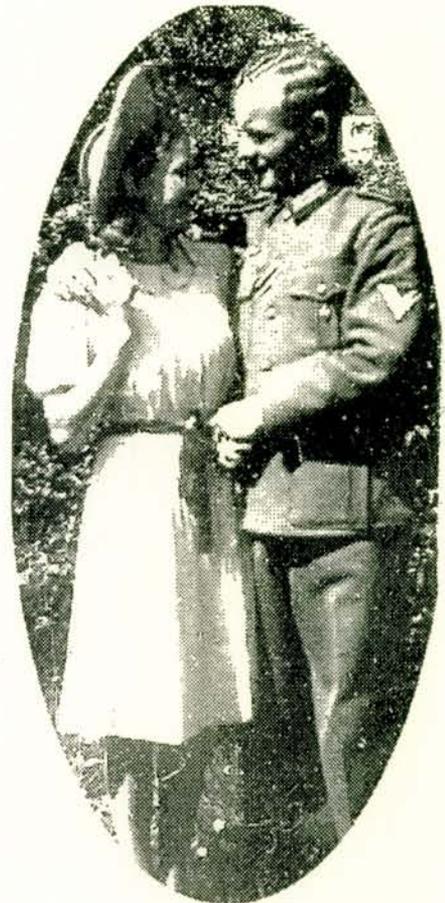


Trostspender

*Zurück in Ostpreußen bekommt er jetzt Briefe, die mit ihrem
süßen Verstehen sein Herz rühren und es mit der Zeit immer höher
schlagen lassen. Scheu verwandelt sich in Innigkeit und wird zu
innerer Gewißheit: Nur Dich liebe ich und keine andere.*



*Seltsam zarte
Bekanntnisse in
einer Zeit, wo im
Volksempfänger
sich überschlagende
Stimmen fanatisch
den Haß predigen.*



Am 22. Juni 1941 bricht Hitler den mit Stalin geschlossenen Pakt und läßt seine Truppen in die Sowjetunion einmarschieren. Er erwartet einen weiteren Blitzkrieg und deshalb sind die Truppen nur unzureichend für einen russischen Winter gerüstet. Doch diesmal werden aus Wochen Monate. Die braunen Heroen haben ihre eigene Götterdämmerung eingeleitet. Millionen werden noch umkommen oder umgebracht werden, bevor die Herrenmenschen endgültig kapitulieren müssen.

Hitler duldet keine Widerrede. Im Dezember 1941 setzt er Guderian, der zu mehr Nüchternheit mahnt, als Chef der 2. Panzerdivision ab. Hitler will nicht zu Besinnung kommen, obwohl weder die Frühjahrs- noch die Sommeroffensive einen entscheidenden Durchbruch erreichen. Stalin entzieht sich. Zitternd vor Wut will Hitler wenigstens die nach seinem Rivalen benannte Stadt in die Knie zwingen. Stalingrad wird von deutschen Verbänden belagert. Am Ende dieses Winters sind diese Truppen selbst umstellt und müssen kapitulieren. Schon füllen sich die russischen Kriegsgefangenenlager.

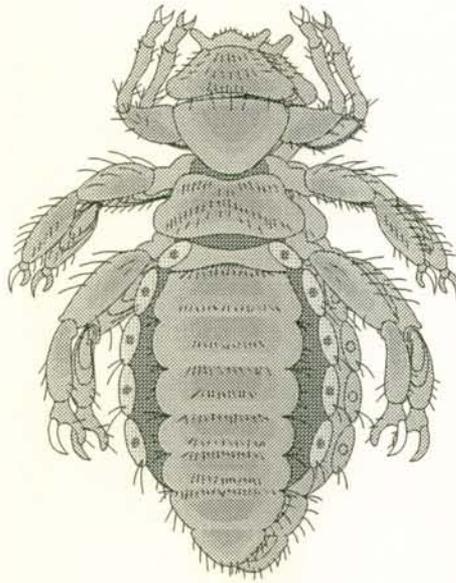
Josef hat vor diesem schrecklichen Kriegswinter zwei Wochen Heimaturlaub genehmigt bekommen. Aus der Weite Rußlands eilt er dorthin, wo sein Herz Feuer gefangen hat. Jetzt will er noch einmal von Angesicht zu Angesicht bitten, was ihm tiefstes Bedürfnis ist: willst Du mit mir gehen in guten wie in schlechten Tagen, bis daß der Tod uns scheidet?

Die Geliebte zögert. Seit ihrer Kindheit quälen sie Kopfschmerzen und leichtes Fieber. Mit grellem Licht konfrontiert, tränen die Augen. Die Ärzte sind ratlos. Es kann alles noch viel schlimmer werden." Aber Du würdest mich doch auch mit offenen Armen aufnehmen, wenn ich als Krüppel aus diesem furchtbaren Krieg zurückkäme", sagt leise der Mann.

Wie belastet die "Hoch-Zeit" im eigenen Leben ausfüllt, wenn ringsum Unheil die Welt regiert. Der Krieg hat inzwischen auch diesen kleinen Ort, mitten in Deutschland, eingeholt. Während diese beiden eher beklommen über ihre Zukunft nachdenken, beschießen Jagdflugzeuge den am Bahnhof abgestellten Güterzug.

Ossi muß sein Fannerl wieder verlassen. Es geht zurück in die eisige Kälte Rußlands. Wieder zermürbende Wochen und Monate ohne Aussicht auf ein Ende. Der einzige Hoffnungsschimmer: ein Brief. Tröstende Worte in einer trostlosen Wüste.

Ein neues Abhörgerät ist entwickelt worden und soll an der Front auf seine Tauglichkeit hin getestet werden. Richtig eingesetzt, soll man selbst in fünf Kilometern Entfernung geführte Gespräche verfolgen können. Josef wird zusammen mit einigen anderen zur Ausbildung abkommandiert. Doch dazu kommt es nicht mehr. Denn eine Laus spielt Schicksal.



W.I. Lenin

1918 - 1921 hatte eine Fleckfieberepidemie das sich im Bürgerkrieg befindliche Rußland heimgesucht. Fünfundzwanzig Millionen erkrankten. Drei Millionen von ihnen sterben. 1919 formuliert W. I. Lenin düster-drohend: "Entweder besiegt der Sozialismus die Laus oder die Laus besiegt den Sozialismus."

Der Sozialismus hatte die Laus, die den gefährlichen Erreger überträgt, nicht besiegt. Eine von ihnen infizierte den in einem Privatquartier untergebrachten Soldaten Schneider.

Drei Wochen liegt er im Koma. Dann wird er zum Lazarett Hauptplatz zurückverlegt. "Für Dich ist dieser Krieg zu Ende", sagt ein Kamerad fast neidisch. Von Josefs Einheit werden achtzig Prozent den Einsatz an der Front nicht überleben. Der Krieg frißt seine Kinder.

Josef hat das Gefühl, innerlich zu verbrennen. Er möchte sich die Kleider vom Leibe reißen und sich in kaltes Wasser stürzen. Trinken. Trinken. Trinken.

Etappenweise geht es in Richtung Heimat. Minsk. Schließlich Ransom in Polen. Langsam tragen ihn wieder seine Beine.

Er wird beauftragt, vier Wochen eine Zuckerfabrik zu bewachen. Längst haben überall Partisanen im Rücken der Deutschen eine zweite Front eröffnet. Es geht alles gut.

Wieder wird er durch Gottes Fügung davor bewahrt, in Verbrechen verwickelt zu werden. Hier bleibt es friedlich, während gleichzeitig in Auschwitz rund um die Uhr die Züge mit Menschen ankommen.

Der nächste Halt liegt fast schon vor der Haustür der geliebten Frau: Grafenwöhr. Doch der Krieg duldet keine ersehnten Abstecher. Josef muß an den Stadtrand von Frankfurt. Während die Landser an der Front noch wehmütig dem Schlager "Heimat Deine Sterne" lauschen, gehört der Sternenhimmel über Deutschland längst den feindlichen Bombern. Jede Nacht kommen sie und werfen ihre zerstörende Fracht ab. Bis alles in Scherben fällt. Hat es da nicht einmal einen Irren gegeben, der Coventry bombardieren ließ? Die britische Regierung sollte durch eine in Panik versetzte Bevölkerung zur Kapitulation gezwungen werden.

Josef muß nach den Angriffen den Einsatz von Wehrmacht, Feuerwehr und Polizei koordinieren. Dann wird er nach Wetzlar versetzt. Jetzt endlich Hochzeitsurlaub, bevor er dann zurück an die Front im Osten muß.

5. Juni 1944.
 Elf Uhr.
 Zwei Menschen
 versprechen sich vor
 Gottes Angesicht
 gegenseitige Treue,
 "bis daß der Tod uns
 scheidet".
 Dieser lauert bereits
 im Hintergrund. Zwei
 Stunden später
 schlägt er zu.
 Blutsturz. Vater wird
 bewußtlos ins Lazarett
 in der ehemaligen
 Jugendherberge
 eingeliefert.



Doch wieder einmal muß der Tod
 vor der Schneiderschen Zähigkeit
 kapitulieren.

Josef hat sich noch so manches
 Husarenstück in diesem letzten
 Kriegsjahr geleistet, das ihm
 hätte Kopf und Kragen kosten
 können. Mit der ihm eigenen
 verschmitzten List konnte er sich
 der Gefangennahme entziehen.
 Ein Mensch kommt nach Hause.
 Müde. Erschöpft. Gekennzeichnet.
 Aber eines, dessen ist er sich
 sicher, muß man kommenden
 Generationen ersparen:
 "Nie wieder darf es Krieg geben!"

Im Februar hatte ich mich in Mutters Bauch eingenistet. Hatte den Schock am Hochzeitstag mitbekommen und ließ mich im November nur durch qualvolle Anstrengungen der Mutter bewegen, dieser Welt ins Gesicht zu blicken.

Es war keine friedliche Zeit, in die ich hineingeboren wurde. Verstört flüchtete ich in einen Hungerstreik. Ein halbes Jahr lang behielt ich kaum Nahrung. Aber schließlich siegte der Schneidersche Eigensinn, und ich entschloß mich zu überleben. Nicht wenige, die in diesen Wochen geboren wurden, starben an der damals grassierenden schlimmen Darmgrippe.

Die seelische Last dieser schweren Jahre und die Mühen der Geburt hatten Mutters Augenleiden radikalisiert. Vater wollte sich mit dem heraufziehenden Unheil nicht abfinden. Er schleppte sie zu Universitätsärzten, Heilpraktikern und Heilern. Die Augen zeigten trotzdem kein Einsehen. Die rastlose Suche nach einem Fluchtweg zehrte weiter an Mutters eh schon angeschlagenem Zustand. Sie litt zunehmend an dieser verzweifelten Suche nach Heilung. Dachte an mich, den sie den Anverwandten überlassen mußte und der sie doch so bitter nötig hätte.

Endlich fand sich eine Hilfe: Dr. Ludwig Schmidt. Auch er konnte ihre Erblindung nicht verhindern. Aber seine väterliche Fürsorge half ihr, seelisch und körperlich wieder zu Kräften zu kommen.



Den Nazis war dieser Freigeist ein Dorn im Auge gewesen. Er hatte das Kloster verlassen, um mit seinen Händen den Menschen in ihrer Atemnot zur Seite zu stehen.

Sein Name stand auf einer Abschlußliste und er sollte im Rahmen der parteiinternen Mordaktion gegen Röhm und seine Leute mitumgebracht werden. Durch einen "Zufall" entging er diesem Schicksal.



Eigentlich war er ein den Weisheiten des Ostens zugewandter Mensch. Doch sah er als seine Aufgabe in diesem Leben, dem naturwissenschaftlich denkenden Menschen des Westens die lebensspendende Dynamik des Atmens nahezubringen. Dem Kranken half er, aus dem flachen Atem des Wollens heraus- und in die tieferen Schichten seines Seins hineinzufinden.

Es ist Sonntag, der 10. Januar 1950. Ein eisiger Winterabend. Mutter ist seit Jahresbeginn wieder in der Klinik von Dr. Schmidt in München. Vater hat sie an diesem Wochenende besucht und sitzt jetzt im Zug nach Dinkelsbühl. Ich spiele mit der ein Jahr älteren Brigitte in der Dachkammer, dem Wohnraum meiner Eltern. Ein seltsames Knistern irritiert uns. Wir laufen zur Tür und spähen durch das Schlüsselloch in den Dachboden. Am Kamin züngeln Flammen. Schreiend rennen wir die Treppe hinunter. Minuten später steht das Dach in Flammen.

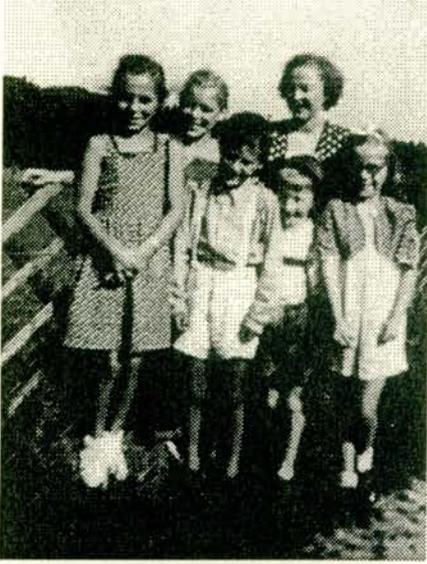
Das alte Haus

Es muß an diesem Schock liegen, daß sämtliche Erinnerungen an dieses erste Zuhause in meinem Gedächtnis blockiert sind. Dabei habe ich hier fünf lange Jahre meines jungen Lebens verbracht.

Ich sehe vor mir die Laube im Garten mit ihrem intensiv duftenden Geißblatt. Ich gehe im Kirchhöslein die Treppe hoch in den oberen Raum des Kindergartens. Dort wird in einer Abstellkammer neben dem Klo das innig geliebte Kasperle-Theater aufbewahrt. Tränenüberströmt und mit aufgeschlagenen Knien komme ich nach Hause gestürzt. Die Söhne des Polizeiwachtmeisters Hammacher hatten mich die Treppe hinuntergeworfen, an deren Anfang ein eiserner Fußabstreifer lag. Aber an die verwinkelten Räume dieses feucht-kalten, alten Gemäuers kann ich mich nicht mehr erinnern. Wievielen Menschen hat es in den Kriegsjahren Schutz geboten? Tantelele aus Nürnberg, Vaters Mutter und seiner Schwester Agnes aus Schlesien. Hierher kam im Oktober 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft sein Bruder Stefan.

Stefan

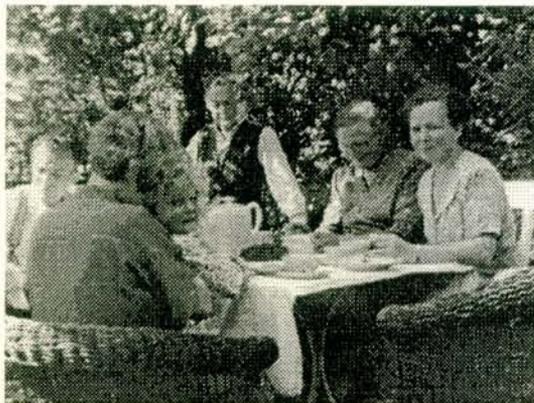




Zumindest das Plumpsklo, das ich unzählige Male aufgesucht haben muß, sollte sich meinem kindlichen Gemüt unwiderruflich eingepägt haben. In den dreißiger Jahren war es Friedrichs Aufgabe, in die übelriechende Grube hinabzusteigen und ihren Inhalt in ein Güllefaß umzufüllen. Nachbar Schnotz, der Landwirt mit dem eindrucksvollen Backenbart, transportierte es dann auf sein Feld an der Feuchtwangerstraße.



Friedrich bekam für diesen Dienst in der Unterwelt von seinem Paten, meinem Großvater, fünfzig Pfennige. Begeisterungsfähig gehört er zum letzten Aufgebot, das den Untergang des tausendjährigen Reiches aufhalten soll. Für den Krieg zu spät, wird er in den Tagen nach der Kapitulation in Österreich von Sowjets verhaftet. Zehn Jahre seiner Jugendzeit wird er in einem Lager in Sibirien leiden müssen. 1955 gehört er zu den vielen, die durch den Besuch Dr. Konrad Adenauers in Moskau freikommen.



"Nur ein Flüchtling."

Der Krieg ist vorbei. Vaters Mutter kehrt nach Mechtal zu ihrer Tochter Trude, die mit ihrer Familie dageblieben ist, zurück. Sie will ihre Heimat nicht aufgeben. Aber es ist nicht mehr das alte Schlesien. Wer nicht schon beim Herannahen der russischen Truppen geflohen ist, wird im Sommer 1946 von den polnischen Behörden vertrieben. Etwa eine halbe Million Schlesier kommen auf der Flucht oder durch die Vertreibung ums Leben. Zwei Millionen finden in den Westzonen Aufnahme. Eine Million siedelt in die angrenzende sowjetische Besatzungszone um. Siebenhunderttausend Menschen bleiben. Teils, weil sie Grubenarbeiter sind und deshalb nicht ausreisen dürfen. Teils, weil sie auch polnisch sprechen und deshalb in das Nachkriegspolen integrierbar sind.

Hitler hatte im Pakt mit Stalin Polens Ostgebiete an die Sowjetunion abgetreten. Diese besteht auf dieser Vereinbarung. Die dort lebenden Polen werden nach dem Westen umgesiedelt. Selbst Vertriebene richten sich mißtrauisch in ihrer neuen, zugewiesenen Heimat ein. Ist es vorstellbar, daß sich die früheren Bewohner mit dem Verlust dieses schönen und reichen Landes abfinden werden?

Auch die polnische Verwaltung in Oberschlesien scheint diese Skepsis zu teilen. Sie organisiert auf Teufel komm raus den Abbau der Steinkohle. Bisher übliche Sicherheitsstandards werden nicht mehr eingehalten. Mit der Folge, daß Gänge einbrechen und an vielen Stellen das Erdreich nachgibt. Plötzlich zeigen die Häuser Risse. Miechowitz scheint ein dem Verfall preisgegebener Ort zu sein. Die Mutlosigkeit der Zurückgebliebenen nimmt zu. Drei Jahrzehnte später werden alle Deutschstämmigen in den Westen abgewandert sein. In Freiheit und Wohlstand, aber fern der Orte und Wälder, die einmal willkommene Heimat gewesen waren.

Die Polen verkaufen den zugefallenen Reichtum an den sozialistischen Bruderstaat Tschechoslowakei. Dort wird er, wie im Ruhrpott, in Kraftwerken verheizt, die noch nichts von Abgasfiltern wissen. Der Wind treibt die Rauchwolken zurück nach Schlesien. Der Wald, von Eichendorff noch hymnisch besungen, gerät in Atemnot. Er stirbt. Rübezahls Heimat, das Riesengebirge, verwandelt sich in eine baumlose Ödnis.

Wollte nicht der Sozialismus die Profitgier aus dem Wirtschaftsleben verbannen und menschenfreundlich produzieren? Jetzt, an die Macht gekommen, betreibt er einen gnadenlosen Raubbau an der Natur und den begrenzten Ressourcen.

Freundlich wurde dieses Strandgut des Krieges nirgends aufgenommen. Folgende Geschichte hat mir Mutter oft erzählt: Das Sterbeglöcklein läutet. Eine alteingesessene Dinkelsbühlerin wird gefragt, wer denn gestorben sei.

Ungehalten antwortet sie: "Nur ein Flüchtling!"



"Wir leben vom Gestank!", war ein geflügelter Satz meiner Mutter. Wahrscheinlich hat sie, die früh Erblindete, diesen durchdringenden Geruch aus Haaren, Färbe- und Desinfektionsmitteln besonders intensiv wahrgenommen. Die Grundlage zu unserer Haarzurichterei lieferten vor allem Pferdeohren. Als in den fünfziger Jahren die Landwirtschaft immer mehr technisiert wurde und Motoren die Pferde verdrängten, mußten die Ohren in immer entfernteren Ländern eingekauft werden.

Die stark eingesalzten Ohren wurden als erstes gewaschen. Verkrustete Blutreste an der Schnittstelle erinnerten an das Schicksal der armen Tiere. Das Waschen war Vaters und Onkel Stefans Aufgabe. Es geschah auf einem Floß im Stadtgraben. In der Mitte enthielt es ein freies Viereck, in das die mit Ohren gefüllten Körbe mehrmals eingetaucht wurden. Das Wasser machte sie immer schwerer, so daß viel körperliche Kraft nötig war. Jahre später wurde diese Arbeit von einer in der Garage aufgestellten Maschine übernommen.

Die nassen Ohren wurden zum Trocknen auf Matten verteilt. Der schöne Garten hatte einem mit Platten ausgelegten grauen Platz weichen müssen. Gegen vier Uhr schellte bei uns im 2. Stock die Klingel. Großvater, der Bücher lesen für keine ernsthafte Arbeit hielt, rief mich nach unten. Die Ohren mußten gezählt werden. Hatte ich hundert Stück zusammen, legte ich ein Ohr in eine von Opas leeren Zigarrenkisten. Neben einem halben Liter Bier, den ich beim Feierabendläuten in einem Krug im benachbarten "Wilden Mann" zu holen hatte, war dies eines seiner wenigen Laster. Hatte ich tausend Stück zusammen, mußte ich sie in einen Sack füllen. Die fertigen Säcke schleppte ich vor die Haustüre. Sack für Sack wurde dann nach oben, in den Boden, gezogen. Da ich von klein auf Angst vor Abgründen hatte, hielt ich mich nur ungern dort oben auf. Wenn der Sack ankam, mußte man sich leicht nach draußen beugen, um ihn hereinziehen zu können. Im nächsten Arbeitsgang wurden die Haare abgeschnitten, nach Größen sortiert und dann begann die eigentliche Verarbeitung zum Feinhaar.